

Literatur

Es ist eine Schneiderin, die heißt Tod

Sardiniens Mythen: Michela Murgias dichtes Debüt

In abgelegenen, kargen, sonnenversengten Landstrichen brodeln unter dem Firnis der Zivilisation eine archaische Welt – seit mehr als hundert Jahren ist dies ein fruchtbares Thema der italienischen Literatur, von Giovanni Verga bis Carlo Levi. Zu den Territorien des Archaischen zählt Sardinien, die geographisch und sprachlich isolierte Insel, stummes Gegenstück zur alten Kulturregion Sizilien.

Michela Murgia wählt in ihrem Erstlingsroman „Accabadora“ zwei der ertümlichen sardischen Bräuche als zentrale Motive: Das Kind einer armen Mutter kann als „Kind der Seele“ (fillus de anima beziehungsweise fill’e anima) von einer begüterten, kinderlosen Frau adoptiert werden. Die titelgebende Accabadora hingegen ist eine (vielleicht mythische) Frauenfigur, eine Art Magierin, die Siechen den auf Wunsch Sterbehilfe leistet.

Die Helden von „Accabadora“ sieht sich mit beiden Institutionen konfrontiert: Maria Listru, sechs Jahre, wird von ihrer Mutter Anna Teresa, einer Witwe, die „bitterarm“ und kinderreich ist, der relativ wohlhabenden Bonaria Urrai, Schneiderin des (fiktiven) Ortes Soreni, anvertraut; wir befinden uns in den fünfziger Jahren. Bonaria ist, wie Maria später erfährt, eine Accabadora, eine schwarz gekleidete Frau, die des Nachts verzweifelten Todkranken Kruzifixe und Heiligenbilder aus dem Zimmer entfernt, weil diese sie zurückhalten könnten, sie mit Rauchschwaden betäubt und schließlich erstickt.

Starke Frauenfiguren bestimmen den Roman, Maria steht unter der Obhut von gleich zwei Mütterpaaren: So konkurrieren die schlichte Anna Teresa, die den Sinn eines Schulbesuchs nicht einsieht, und die ehrgeizigere Schneiderin miteinander. Bonaria „in ihrem langen traditionellen Rock und dem schwarzen Schultertuch“ wiederum trifft in Maestra Luciana, Marias Lehrerin, auf ihr fortschrittliches Gegenstück. Zentral ist immer das Verhältnis Marias zu ihrer Ziehmutter und damit zur archaischen Welt. Ein Konflikt bricht aus, als ein Freund verkrüppelt wird und sich mit Hilfe der Accabadora das Leben nimmt. Die hier aufgeworfene Frage nach dem Recht auf selbstbestimmtes Sterben ist natürlich zeitlos aktuell.

So mächtig der Stoff, so leicht und präzise der Stil: Murgia schlägt einen beinahe heiteren Ton an, fasst ertümliche Bräuche in schlichte, elegante Worte. Das archaische Erbe, das schon die große Stimme Sardiniens, Grazia Deledda, umtrieb – man denke an den Knecht Effix in „Schiff im Wind“ (1913) –, wird in „Accabadora“ nie zur Last oder zur Folklore; es ist selbstverständlicher Teil eines Reifeprozesses. „Viele von den Dingen, die sie glaubte an dem Ufer zurückgelassen zu haben, von dem damals das Schiff nach Genua abgelegt hatte, kamen eins nach dem anderen zu ihr zurück, wie Treibholz, das nach einer Sturmflut an den Strand gespült wird.“ Wer im Erstling so abgeklart schreibt, hat seine literarische Gärung bereits durchlaufen.

MICHELA MURGIA: „Accabadora“. Roman. Aus dem Italienischen von Julika Brandestini, Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2010. 176 S., geb., 17,90 €.

Dichtervaters kleine Helfer

Künstler im Wortrausch der Farben: Friederike Reents liest Gottfried Benns Prosatext „Garten von Arles“ als Schlüsseltext der Moderne

Ein Berliner Privatdozent der Philosophie sitzt am Schreibtisch und konzipiert seine Vorlesung für den nächsten Tag. Das Thema, das er sich vorgenommen hat, ist die Problematik des abendländischen Ich, eingebettet in die Geistes- und Kulturgeschichte der letzten beiden Jahrtausende. Von der Größe des Gegenstands zeigt sich der Gelehrte keineswegs eingeschüchtert, im Gegenteil. Er nimmt sich die Lizenz, mit seinen Gedanken in die Weiten von Raum und Zeit auszuszuweichen: ins antike Ephesos, zum nährenden Umschlamm des ägyptischen Nildeltas und über den Globus dahin. Seine Ideenflucht führt den Privatdozenten in die Imperien der mediterranen Antike, um sich dann mit den Beduinen, den Völkern der Inka und auf Tahiti zu beschäftigen, Dschungel und Wüsten durchstreifend. Wie nebenbei fallen despektierliche Bemerkungen zu prominenten Geistesgrößen wie Heraklit, Spinoza, Kant und Einstein; von ihnen wird nichts bleiben als der Wandel selbst, der Fluss aller Dinge.

Wer den gelehrten Assoziationen und ästhetischen Schlüsselreizen folgt, die Gottfried Benn in dem kurzen Prosatext „Der Garten von Arles“ versammelt, muss unweigerlich vermuten, dass nach diesen delirierenden Eskapaden das Kolleg des kommenden Tags mit keinem vorzeigbaren Resultat wird aufwarten können. Wie auch sollte aus den wirren Stichworten eine Vorlesung werden? Vor dem geistigen Auge probt der Dozent schon den kühnen Offenbarungseid. „Meine Herren, muss ich sagen, Sie sind einem ganz subtilen Schwindel zum Opfer gefallen.“

Gerade als scheiternder Vortrag, so ahnt man, sind die geistigen Ausschwei-

Die Schwarze Liste ist nur für Stammgäste

Der Killer, der niemandem weh tun wollte: Mit „Zehn Tipps, das Morden zu beenden und mit dem Abwasch zu beginnen“ hat der isländische Autor Hallgrímur Helgason seinen bisher schrägsten und abgründigsten Roman geschrieben.

Statistiken machen das Leben überschaubar. Im Leben von Toxic, dem Erzähler von Hallgrímur Helgasons „Zehn Tipps, das Morden zu beenden und mit dem Abwasch zu beginnen“, sind vor allem zwei von ihnen wesentlich. Mit Hilfe der einen Statistik bestimmt er den Attraktivitätsgrad jeder Frau, die ihm über den Weg läuft: An welchem Tag begänne er von ihr zu träumen, wäre sie das einzige weibliche Wesen in seiner Einheit, die einen Monat lang in den Bergen eingeschlossen ist? Mit der zweiten Statistik hält er die Morde fest, die er bisher begangen hat.

Toxic ist Auftragskiller der kroatischen Mafia. „The Zagreb Samovar“ heißt das New Yorker Restaurant, in dem er offiziell als Kellner angestellt ist, auf den nächsten Auftrag wartet oder ihn nicht selten auch gleich vor Ort erledigt. Tja. „The Zagreb Samovar“ habe eben keine Stammgäste. Nicht nur äußerst treffsicher ist dieser Killer, sondern auch ein Virtuose geschmacklosester Kalauer, die er mit wahrhaft beeindruckendem Tempo aus der Hüfte

Morgen auf unserer Literaturseite

Wolfgang Schneider: Ein neues Tagebuch von Max Frisch
Hubert Spiegel: Mandanipurs Liebeskassiber aus Teheran

schüttelt und mit denen er permanent gute Laune produziert, allen voran sich selbst.

Das ist auch bitter nötig. Schuss Nr. 66 nämlich ist ein Fehlschuss. Zwar trifft die Kugel den anvisierten Kopf, dummerweise nur stellt sich dieser im Nachhinein als der eines FBI-Mannes heraus. Was als diskreter Mord getreu Toxics Devise MWA (möglichst wenig Aufsehen) geplant war, landet in den Abendnachrichten und Toxic wenig später mit einem russischen Pass und einem Ticket nach Zagreb am Flughafen. Einmal aus dem Tritt gebracht, ist es aber vorläufig dahin mit Toxics Souveränität. Zwei vermeintliche Ermittler machen ihn glauben, seine Tarnung sei aufgefliegen, also wird ein Priester auf der Flughafentoilette zu Nr. 67, und kurz darauf sitzt Toxic, wiederum mit neuem Pass, als Father Friendly und mit Kollar um den Hals in einem Flieger nach Reykjavík. Und ehe er sich versieht, steht der kroatische Auftragskiller noch am selben Abend als Gast im winzigen, zugerumpelten Fernsehstudio eines isländischen Bibelsenders und führt Fachgespräche über die Heilige Schrift. Da macht es auch nichts mehr, dass er sich vorher das eine oder andere Bier genehmigt hat.

Dass es absurder kaum noch werden kann, mag selbst annehmen, wer die früheren Romane des isländischen Autors, Malters und zwischenzeitlichen Stand-up Comedian Helgason kennt, der in Deutsch-



Die zunehmenden Rauchverbote machen auch den Auftragskillern das Leben schwer. Wenn man sich nach getaner Arbeit nicht einmal eine Zigarette genehmigen kann, werden Morde in Sze-ne-bars von den Fachleuten bald nur noch mit spitzen Fingern angefasst werden. Die Hauptfigur von Hallgrímur Helgasons Roman „Zehn Tipps, das Morden zu beenden und mit dem Abwasch zu beginnen“ erledigt den Job am liebsten gleich am eigenen Arbeitsplatz in einem New Yorker Restaurant. Hier ein Graffito in der Altstadt von Vilnius, wo das einschlägige Branchenbuch auch eine Menge zu bieten hat.

Foto Saba Laudanana

land vor allem durch „101 Reykjavík“ bekannt wurde und der seit jeher ein Faible für schräg eingehängte Männerfiguren und Dramaturgien hat. Aber: Es kommt noch absurder. „Ich bin Anne Frank 2.0“, befindet Toxic etwa, nachdem auch seine Priester-Tarnung aufgefliegen ist und er sich – zu seinem nicht unwesentlichen Vergnügen – auf dem Dachboden einer attraktiven isländischen Blondine versteckt hält.

Fast schon banal oder aber klischeehaft könnte klingen, dass all die Schrägheit und von Toxic zur Schau getragene Lässigkeit seine Abgründigkeiten zunehmend schlechter übertünchen können. Denn er, den es als mehr oder minder freiwilligen Gast einer Fernsehpfarrer-Familie ins abgelegene Island geführt hat, wo es scheinbar weder Waffen zu kaufen, geschweige denn Morde gibt, wird unversehens und unter reichlich abseitigem Zutun seiner christlichen Gastgeber hineingeworfen in die eigene Vergangenheit, die er doch luftdicht in Statistiken verpackt zu haben glaubte.

Toxic, der geborene Kroat, hat als junger Mann im Jugoslawien-Krieg gekämpft, Massengräber ausgehoben, Leichenberge nach einer passenden Brille für seinen Vorgesetzten durchwühlt und die Vergewaltigung seiner Freundin mit

angesehen. Manchmal wäre man angesichts dieser abrupt auftauchenden Grausamkeiten – über Frauenhände etwa, die aus Massengräbern ragen und die Toxic plötzlich vor Augen hat, als sein Blick auf die säuberlich manikürten Hände seiner Reykjaviker Blondine fällt – ganz dankbar für ein bisschen Zahlenmaterial, das das Konkrete überschaubar und dadurch unkenntlich macht.

Im Gegensatz dazu haben Toxics gelistete Auftragsarbeiten geradezu etwas Beschauliches. „Ich war doch nur ein Killer. Ich wollte niemandem weh tun“, sagt Toxic einmal, und nicht nur wegen seines osteuropäischen Revolverheldencharmes glaubt man ihm das vorbehaltlos. Aber je mehr Erinnerungen an den Krieg Toxic formulieren kann, desto mehr Gesichter und Geschichten kommen auch hinter seinen New Yorker Auftragsmorden zum Vorschein.

Dass das bei Helgason nun weder kitschig noch banal gerät, liegt daran, dass er nicht etwa eine einfache Saulus-Paulus-Geschichte erzählt. Und mehr noch liegt es an der sprachlichen Wucht, mit der er fortwährend Witz und Greuel zusammenprallen lässt, ohne dass Ersterer zugunsten von Letzterem nachlassen würde. Noch gar nicht begriffen hat man ein

Schreckensbild, da rattert die Kalauermaschine schon weiter. Ohne die wäre es auch kaum zu ertragen, weder für Toxic noch für den Leser.

Helgason, der mit „101 Reykjavík“ und zuletzt mit „Rokland“ wunderbar schrille Nabelschau der Mediengesellschaft betrieben hat, erzählt in seinem neuen Roman, der noch schräger, schneller und sehr viel kürzer ist als seine bisherigen, ein Stück europäische Zeitgeschichte. Er erzählt durch das paradoxe Umklappen zwischen Witz und Grauen eine Traumatisierung, die im glasklaren Licht Islands beinahe schon wieder unwirklich erscheinen will. Erst im letzten Drittel des Romans, als er darüber nachzudenken beginnt, sein Leben in Island nicht nur als Folge in einer hochtourigen Verfolgungsjagd zu betrachten, geht Toxic und mit ihm der Geschichte ein wenig die Puste aus. Aber darüber ist man angesichts des Vorangegangenen fast ein wenig dankbar. Um indes zu ahnen, dass Biographien wie die von Toxic selten in Harmonie münden, braucht es weder Prophetie noch Statistik.

WIEBKE POROMBKA

Hallgrímur Helgason: „Zehn Tipps, das Morden zu beenden und mit dem Abwasch zu beginnen“. Roman. Aus dem Isländischen von Kristof Magnusson. Tropen Verlag, Stuttgart 2010. 271 S., geb., 19,90 €.



Die Moderne auf dem Objektisch: Benn in seiner Praxis, 1930

Foto Süddeutsche Zeitung

fungen des Gelehrten bei seiner Spurensuche nach den Wurzeln des abendländischen Ich eine Art Lehrveranstaltung, weil sie unfreiwillig vorführen, wovon sie handeln. Mit dem kleinen Prosatext zielte Benn ins Große, auf jenes, so wörtlich, „Schlachtfeld des Sinns“, auf dem sich die Wort- und Sprachkunst unter den Bedingungen einer naturwissenschaftlich-technischen Moderne zu behaupten hatte. Dass es sich bei Gottfried Benns 1920 erstmals erschienener Etüde zu den Gedankenströmen eines Geistesmenschen um einen strategischen „Schlüsseltext“ nicht nur dieses Schriftstellers, sondern der lite-

rarischen Moderne überhaupt handelt, ist eine Einsicht der minutiösen Studie von Friederike Reents.

Die Autorin nimmt sich einen Prosatext von gerade einmal zehn Seiten Umfang vor, der bislang zwar nicht unbeachtet geblieben ist, aber in eher summarischer Weise abgehandelt wurde, mal als Indiz für Benns Hinwendung vom Erzählen zur Essayistik, mal als stilistisches Exempel der „Desozialisierung“ des Autors nach dem Ersten Weltkrieg. Zu den politisierenden Einordnungen Benns hält Reents ebenso Distanz wie gegenüber der gängigen Einteilung in klare Werkphasen.

Ordnung und Einteilung, so belehrt die Lektüre des „Gartens“, sind ihrerseits oft genug die Instrumente einer von sich selbst berauchten Herrschaftsattitüde. „Man kann die ganze Menschheit einteilen in deskriptiv oder metaphysisch gerichtete“, bringt Benns Philosophieprofessor mit den ersten Worten großspurig zu Papier. Die Interpretin dieser Sätze optiert methodisch für das Gegenteil. Sie stellt Verknüpfungen her, zieht von einzelnen Worten, Motiven, rhetorischen Figuren des „Gartens“ prägnante Linien in Benns früheres und folgendes Werk, um so das bei isolierter Lektüre opak Bleibende zu entschlüsseln.

Nur ein Beispiel dieses Verfahrens ist die Analyse der Wendung „hyperämische Metaphysik“. In diese seltsame Formel fasst der Philosoph, was er seinen Studenten als Beschreibung der geistigen Lage der Zeit zu offerieren hat. Der medizinische Terminus für Blutfülle, Hyperämie, tritt in Benns Lyrik und Essayistik mehrfach als eine poetische Chiffre auf. Im Gedicht „Der Sänger“ werden „fahle Hyperämien“ mittels „Koffein“ erzeugt. Benns poetischer Montagestil lässt dabei die durch das Farbadjektiv evozierte „Blutleere“ mit ihrem Gegenteil, einem medizinisch konstatierten „Blutandrang“, zusammentreffen. In solchen Mikrobefunden, so Reents, verwirklicht sich das „Zersprengen“ logischer Gegensätze als Inbegriff Bennscher Poetik. Mit dem Leitwort der Hyperämie verbindet Benn den rauschhaft herbeigeführten „Entzündungs- oder Wallungszustand“ als einen künstlerischen Existenzmodus, in welchem die „Trennung von Welt und Ich“ aufgehoben erscheint. Wo Metaphysik waltet, haben

die kleinen Helfer sie herbeigezaubert. „Was heutzutage Gott ist: überall wo Tablette ist oder die Originalstaude mit Pottasche für den Coquero“, heißt es in der Erstfassung des „Gartens“. Zu Benns Rausch-Obsessionen und seinen nicht minder forcierten, steilen Thesen bildet Reents' geradezu spröde Detailgenauigkeit den denkbar produktiven Kontrapunkt. Ihr Buch ist, in der klugen Beschränkung auf die genuin philologischen Erkenntnisinstrumente des dichten Lesens, provozierend langsam und gründlich.

Die um van Goghs Künstler-Wahnsinn kreisenden Farb- und Raumphantasien des „Gartens“ bilden für Reents ein Manifest eigener Art. Denn mit jenen Passagen, in welchen der Dichter etwa die Farbwirbel zweier Sonnen über Zypern und Kornfeldern feiert, bricht in seinem Sprachduktus das Lyrische durch. Über ganze Absätze gerät Benns Prosa in ihrer das Syntaktische auflösenden Deklamation zu einer Zeugungsphantasie des Poetischen. „Aus Antithesen-Spalt, aus Monistisch-Aufgesprungenem“: So müsste gedichtet werden, so würde ein neues Künstlertum die Aporien des modernen Ich beantworten. Hinterrücks, vom eigenen Assoziationsstrom mitgerissen, hat sich die Schreibkrise eines philosophierenden Privatdozenten in die Rauschküche des Sprachkünstlers verwandelt. Dem Materialfetischisten Benn beim Experimentieren auf die Finger zu sehen bedeutet ein Erkenntnisglück, zu dem die Strenge des Kommentars das Ihre beiträgt.

ALEXANDER HONOLD

Friederike Reents: „Ein Schauern in den Hirnen“. Gottfried Benns „Garten von Arles“ als Paradigma der Moderne. Wallstein Verlag, Göttingen 2009. 448 S., br., 49,- €.

Sachbücher in Kürze

Dämonische Induktion

In der Geschichte der modernen Astronomie ist Pierre Simon Laplace lange der Platz des Vollenders zugewiesen worden. Was die „wissenschaftlichen Revolutionäre“ Galilei, Kepler und Newton begründet hätten, sei durch den Protegé Napoleons abgerundet und ins rechte Licht gerückt worden. Tatsächlich hatte Laplace entscheidenden Anteil an der Etablierung der Astronomie als Inbegriff einer historisch wie theoretisch „vollendeten“ Wissenschaft im frühen 19. Jahrhundert. Anders als in der religiösen Heilsgeschichte kommt dem Vollender in der wissenschaftlichen Fortschrittsgeschichte aber nur nachgeordnete Bedeutung zu; er gilt nicht als Entdecker und Eroberer, sondern als Verwalter und Verteidiger. Es erstaunt daher kaum, dass Laplace noch immer zu den bekannten Unbekannten der Wissenschaftsgeschichte gehört. Einen energischen Anlauf, dies zu ändern, unternimmt Jörn Henrich in seiner Berliner Habilitation. Sie stellt den Versuch dar, den Astronomen Laplace für die Philosophiegeschichte zu gewinnen – diesmal allerdings in der Rolle des Begründers, und zwar von nichts Geringerem als dem „modernen Wissenschaftsideal“. Laplace, so Henrich, habe zentralen Prinzipien der modernen Naturwissenschaften zum Durchbruch verholfen: dem Reduktionismus, Determinismus und Atheismus, dem Verbot von Metaphysik sowie dem Gebot von Induktion und Gesetzeserklärung. Zwar mag Henrichs Hauptargument selbst etwas reduktionistisch klingen und seine Darlegung von Laplaces Wirkungsgeschichte allzu knapp ausfallen, insgesamt hat sein Buch aber das Potential, auch Henrich zu einem Begründer zu machen – dem eines neuen Laplace-Bildes. (Jörn Henrich: „Die Fixierung des modernen Wissenschaftsideals durch Laplace. Akademie Verlag Berlin 2010. 247 S., geb., 59,80 €.)

hirs

Süßes Neuschwanstein

Neuschwanstein fehlt natürlich nicht. Gleich zweimal begegnet es einem in dem schönen Band „Sehnsucht Australien“, der deutsche Auswanderer vorstellt. Im westaustralischen Perth zielt ein Nachbau – aus Würfelzucker! – den Festsaal des „Rhein-Donau-Clubs“, dessen Gründer nach dem Zweiten Weltkrieg die neutralen Flussnamen wählten, um das Wort „deutsch“ zu meiden, und in der Hauptstadt Canberra zeigt der Club „Harmonie“ das bayerische Schloss als Lego-Modell. Lebendig bleibt das Buch des früheren ARD-Auslandskorrespondenten und seiner Frau durch den Wechsel zwischen Porträts, Passagen aus der Ich-Perspektive der Einwanderer und historischen Einschüben zu dem Landschaftsmaler Hans Heyesen oder dem Naturforscher Ludwig Leichhardt, der 1848 beim Versuch einer Durchquerung des Kontinents von Ost nach West spurlos verschwand. Allerdings hätte die eine oder andere Karte die einunddreißig Kapitel bereichert, zumal sie der Route einer dreieinhalbmonatigen Reise folgen, deren Eindrücke den Text durchziehen. Manche Einwanderer zweifeln auch am allzu Neuschwansteinseiligen. „Demnächst“, heißt es einmal, „gründen wir in Darwin einen europäischen Club. Das ist zeitgemäßer.“ Die „Young German Speakers in Sydney“ setzen ohnehin andere Prioritäten, denn „wenn's Gummibärchen gibt beim Aldi – das verbreitet sich wie ein Lauffeuer“. (Helga und Jürgen Bertram: „Sehnsucht Australien“. Vom Abenteuer des Auswanderns. Osburg Verlag, Berlin 2009. 288 S., Abb., geb., 22,90 €.)

grae

Loses Patchwork

Eine schwarzhäutige Kindfrau im schneeweißen Kleid und mit grünen Engelsflügeln, postiert auf der Weltkugel und vor dem rosafarbenen Firmament des Sonnenaufgangs, den Leib jedoch aufgerissen und mit den Abzeichen des heidnischen Gottes Merkur im Gedärm – der Anblick verstört den Kenner des Mittelalters. Dieses Bild aus einer Zürcher Handschrift von ca. 1420 findet man bei Peter Dinzlbacher unter zahlreichen anderen bislang unbekannten Reproduktionen aus mittelalterlichen Handschriften oder von Plastiken und Bauwerken. In seinem neuen Buch über Lebenswelten dieser Zeit erklärt er leider dieses rätselhafte Bild so wenig, wie er an den anderen Anstoß nimmt. Entgegen seiner Absicht dienen sie ihm nur zur Illustration des Textes, oder er ordnet sie sogar fast kommentarlos seinem Band ein. Nicht ganz anders verfährt er mit den überreichen schriftlichen Zeugnissen, darunter erfreulich viele aus volkssprachlicher Literatur. Obgleich er sein Material zwischen „Anthropologie“ und „Formen der Frömmigkeit“ einleuchtend ordnet, bietet er eher ein Patchwork von Quellen zum leichten, aber gedankenarmen Genuss. Wie in früheren Büchern geht es ihm darum, das Mittelalter als Welt fremder Mentalitäten vorzustellen, doch haben ihn manche aktuellen Forschungen nicht zum neuen Nachdenken bewogen. Weil er sich und den Lesern zu wenig zumutet, ist nur ein fader Aufguss seiner älteren Schriften entstanden. (Peter Dinzlbacher: Lebenswelten des Mittelalters, 1000–1500. Wissenschaftlicher Verlag Bachmann, Badenweiler 2010. 562 S., zahlr. Abb., geb., 37,50 €.)

borg